Die Schlacht von Elchingen 1805. Gewalt, Not und Elend in den Bürgerhäusern

*Das sind die Schreknisse des Krieges**

Ingrun Klaiber

Mit kindlichem Vertrauen flehen wir dich, liebevoller Vater der Menschen, um den Frieden an, den die Menschheit, den unser Vaterland so sehr bedarf. – Millionen seufzen unter dem Elende des Krieges; tröste du sie in ihrem Kummer! – Tausende sehen mit Thränen ihre Güter zerstört, ihre Habe weggenommen und ihr Gewerbe gehemmt; erweke du ihnen wohlwollende Herzen, die ihnen ihre Liebe durch ihre Werke beweisen, und lehre sie Güter kennen, schäzen und suchen, die kein Feind zerstören kann [...][1].

Diese wenigen Zeilen bezeugen, dass die Sehnsucht nach Frieden in der schwäbischen Stadt Ulm am Ende des Jahres 1805 stärker war denn je. Die Umbruchszeit um 1800 war gekennzeichnet von zwischenstaatlichen Konflikten, die unter anderem im süddeutschen Raum ausgetragen wurden. Im Herbst 1805 machten die beiden Kriegsparteien Österreich und Frankreich Ulm für kurze Zeit zum Schauplatz ihrer Auseinandersetzungen. Österreichische Truppen besetzten die ehemalige Reichsstadt in der Absicht, das Vordringen der französischen Armee in ihre Heimat zu verhindern. Die Armee unter Napoleon marschierte daraufhin nach Süddeutschland und traf bei Ulm auf die angriffsbereiten Österreicher. In der Schlacht von Elchingen und während der Belagerung Ulms bewiesen die Franzosen ihre militärisch-taktische Überlegenheit und zwangen den Gegner zur Kapitulation.

* Beim vorliegenden Aufsatz handelt es sich um die ausgearbeitete und leicht abgeänderte Fassung eines Vortrags, den die Autorin am 5. Oktober 2005 in Ulm vor dem Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben unter gleichnamigem Titel gehalten hat. Das 200-jährige Jubiläum der Schlacht von Elchingen bot Anlass, des Schicksals der Ulmer und Elchinger Zivilbevölkerung während des napoleonischen Krieges von 1805 zu gedenken. Dieser Beitrag präsentiert Ergebnisse, die aus der Auswertung von Zeitzeugenberichten hervorgehen und die ausführlich in der Forschungsarbeit zum Thema 'Krieg in der Stadt: Das Schicksal der Ulmer Bevölkerung im Feldzug von 1805' (vgl. unten Anm. 9) festgehalten sind.

[1] StadtA Ulm G 1 1808–3 (von 1802 bis 1808) S. 552.

Der Anfang des zitierten Gebets lässt erkennen, wie stark die Zivilbevölkerung der destruktiven und antizivilisatorischen Komponente von Krieg ausgesetzt war. Raub, Verwüstung und Unsicherheit über die zukünftige Situation gehörten zu den tief greifenden Einwirkungen auf den gewohnten Gang des Lebens. Dennoch interessierte sich die Forschung bislang überwiegend für die militärischen Aspekte des Krieges von 1805. Die Historiker beschäftigten sich vorrangig mit Truppenbewegungen, Schlachtenordnungen und diplomatischen Verhandlungen. Zahlreiche Lokalstudien behandeln hauptsächlich Vorgeschichte, Hintergründe und Verlauf der Schlacht bei Elchingen[2]. Lenkt man jedoch den Blick hinter die militärischen Kulissen, bestimmten Hunger, Zerstörung und Not das Leben der Zivilbevölkerung. Die aus jener Zeit überlieferten Quellen berichten über das im Krieg erlittene Leid, über das Schicksal von Bauern und Handwerkern, Stadtbewohnern und Geistlichen, von Männern, Frauen und Kindern. Mit der Ankunft der Soldaten brach damals der Krieg über die gesamte Umgebung Ulms herein. Er verschonte weder Menschen noch Gebäude noch Landstriche. Nach ihrem Abzug hinterließen die Armeen ein Bild der Verwüstung und des Elends. Der kriegerische Ausnahmezustand veranlasste viele Zeitzeugen dazu, die Feder zu ergreifen und Außergewöhnliches niederzuschreiben. Diese Aufzeichnungen zeigen, wie sehr die Menschen vor 200 Jahren unter den Auswirkungen des napoleonischen Krieges gelitten haben. Ihre Kriegserfahrungen sollen nun näher beleuchtet werden.

Um das Schicksal der Zivilbevölkerung nachzuvollziehen, ist es notwendig, die militärischen Operationen des Feldzuges und die territorialpolitische Entwicklung Ulms zu skizzieren. Diese Ausführungen liefern Hintergrundinformationen, die helfen, die Erfahrungen der Zeitgenossen von 1805 (besser) zu verstehen. Im Vordergrund der Untersuchung stehen allerdings die Schicksale der Menschen, die den Krieg am eigenen Leibe erfahren haben. Sie sahen mit an, wie fremde Truppen ihre Häuser und Ländereien besetzten und zerstörten. Sie wurden gezwungen, ihre Lebensmittelvorräte, ihre Tiere, ja selbst ihre Arbeitskraft dem Militär zur Verfügung zu stellen. Außerdem befanden sie sich in großer Gefahr, wenn militärische Auseinandersetzungen in unmittelbarer Nähe stattfanden.

Unter dem Banner der 'neuen Militärgeschichte' sollen nun die Auswirkungen des Krieges von 1805 auf den 'kleinen Mann' in Ulm und Elchingen dargestellt werden. Dies geschieht in drei Schritten: Zuerst am Beispiel der Stadt Ulm, die für mehrere Wochen von den Österreichern besetzt wurde, dann am Schicksal des Dorfes Elchingen, bei welchem die gegnerischen Armeen aufeinander trafen, und schließlich anhand der Erfahrungen, die die Ulmer während der Kanonade auf ihre Stadt machten. Das dafür notwendige Hintergrundwissen liefern die nachfolgenden Ausführungen über die Epoche der Revolutions- und napoleonischen Kriege.

[2] Vgl. dazu Franz *Willbold*: Napoleons Feldzug um Ulm. Die Schlacht von Elchingen 14. Oktober 1805 mit der Belagerung und Kapitulation von Ulm. Ulm [3]2005.- Eugen *Erbelding*: Ulm – Elchingen 1805. Ulm 1925.- Alfred *Krauss*: 1805. Der Feldzug von Ulm. Wien 1912.- Leopold Peter *Schaeben*: Der Feldzug um Ulm im Jahre 1805. Bonn 1910.- Ferdinand *Zenetti*: Ulm – Elchingen. Entscheidung 1805. Neu-Ulm o. J.

Koalitionskriege, Festungsbau und territoriale Revolution

Die Französische Revolution von 1789 konfrontierte die absolutistischen Staaten Europas mit modernen Idealen, die die herkömmliche Ordnung bedrohten. Als drei Jahre später (1792) die Revolution in den Krieg nach außen umschlug, prallten traditionelle und revolutionäre Ideen aufeinander und lösten eine Reihe von Kriegen aus, die zwei Jahrzehnte andauern sollten, die so genannten Koalitionskriege. Fünf Mal vereinten sich unterschiedliche europäische Mächte mit dem Ziel, die französischen Expansionsbestrebungen in die Schranken zu weisen. Jedes Mal gelang es Frankreich aber, seinen Einflussbereich zu vergrößern und in den eroberten Ländern gleichzeitig Neuerungen im gesellschaftlichen, politischen und territorialen Bereich durchzusetzen[3].

Durch die geographische Nähe zu Frankreich hatte Süddeutschland ein besonderes Verhältnis zur benachbarten Großmacht. Die neuen Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit setzten sich rasch auf der linken Rheinseite durch. Allerdings erreichte die Französische Revolution den deutschen Südwesten nicht als Befreiung, sondern als Krieg. So gehörte die Reichsstadt Ulm und ihr Territorium zum militärischen Aufmarsch- und Operationsgebiet. Die Bevölkerung sah sich wiederholten Truppendurchzügen, unbequemen Einquartierungen, belastenden Requisitionen und zeitweilig sogar konkreten Kriegshandlungen ausgesetzt. Als Teil des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war Ulm dazu verpflichtet, Truppenkontingente zum Reichsheer zu stellen[4]. Außerdem war die Stadt selbst dazu auserkoren, eine entscheidende Rolle in den Defensionsplänen Österreichs zu spielen. Feldmarschall-Leutnant Mack hatte die strategisch wichtige Lage Ulms für die Sicherung der Donaumonarchie erkannt. Um Ulm als Stützpunkt für die Operationen in Süddeutschland zu nutzen, beabsichtigte er, die Stadt zu einem großen verschanzten Lager auszubauen. Zwischen 1797 und 1800 ließ Mack daher die bestehenden Festungsanlagen in Ulm verbessern und neue Schanzen anlegen[5].

Trotz der guten defensiven Dienste blieb die Ulmer Festung nicht in österreichischer Hand. Am Ende des zweiten Koalitionskrieges handelte Frankreich die Übergabe der Stadt aus. Der Französische General Moreau ordnete daraufhin die Schleifung der Festungswerke an. Seit Oktober 1800 riss man die Mauern ein, so dass Ulm immer mehr einer offenen Stadt glich. Als die Franzosen im darauf folgenden April abzogen, übernahm der Magistrat die Koordinierung und Finanzierung der Demolierungsarbeiten. Obwohl die Bürger sich in Form von Arbeitsdiensten und finanziellen Beiträgen an der Schleifung beteiligen mussten[6], hofften sie, die kriegerische Vergangenheit nunmehr hinter sich zu lassen und ei-

[3] Zu den Koalitionskriegen vgl. Elisabeth *Fehrenbach*: Vom Ancien Régime zum Wiener Kongress. München [4]2001. S. 42–54.- Jacques *Godechot*: La Grande Nation. L'expansion révolutionnaire de la France dans le monde 1789–1799. Paris [2]1983.- Zu den militärischen Aktionen an den Grenzen Frankreichs vgl. Jean-Pierre *Jessenne*: Histoire de la France. Révolution et Empire 1783–1815. Paris 1993. S. 140–144.

[4] Zu Ulm während der Revolutions- und napoleonischen Kriege vgl. Emil von *Loeffler*: Geschichte der Festung Ulm. Ulm [2]1883. S. 356–538.- Hans Eugen *Specker*: Ulm. Stadtgeschichte. Ulm 1977. S. 214–224.

[5] Loeffler beschäftigt sich ausführlich mit der Ulmer Befestigungsgeschichte im Allgemeinen. Dabei geht er detailliert auf die (Um-)Bauarbeiten um 1800 ein; vgl. *Loeffler*, Festung Ulm (wie Anm. 4) S. 356–539.

[6] Vgl. StadtA Ulm G 1 1808/1-3 Nachträge (1801) S. 17v-21 (08.06.-05.08.1801).

ner friedlichen Zukunft entgegenzusehen. *[A]uf Wunsch der Bürgerschaft*[7] sollten daher die Plätze, auf denen die Festungswerker standen, urbar gemacht werden, um Gärten und Alleen ringsum die Stadt anzulegen[8].

In den Jahren um 1800 wurde die Donaustadt nicht nur den militärischen Bedürfnissen entsprechend umgebaut, sondern bekam auch die Auswirkungen der territorialen Umwälzungen jener Zeit zu spüren. Gebietsverschiebungen stellten während der Epoche der Koalitionskriege keine Seltenheit dar – im Gegenteil: Die geschlossenen Friedensverträge sahen meist territorialpolitische Veränderungen vor, die zu einem entscheidenden Teil den Süden Deutschlands betrafen. Frankreich forderte eroberte linksrheinische Gebiete ein und machte den Rhein zur natürlichen Grenze. Die deutschen Fürsten wurden mit rechtsrheinischen Territorien entschädigt. Dies geschah über Mediatisierung und Säkularisierung, also über die Integration reichsunmittelbarer Stände und kirchlicher Gebiete in ein größeres, weltliches Territorium. Die so genannte territoriale Revolution lässt sich jedoch nicht einfach auf den kompensatorischen Austausch von Ländereien reduzieren. Dahinter stand ein klares politisches Neuordnungskonzept, mit welchem Frankreich beabsichtigte, den Rhein als neue Grenze abzusichern und eine überschaubare Zahl deutscher Mittelstaaten zu schaffen. Diese Mittelstaaten sollten einerseits stark genug sein, um wertvolle Verbündete gegen die Großreiche Österreich und Preußen zu werden, andererseits aber schwach genug, um keine von Frankreich unabhängige Politik betreiben zu können. Fast alle geistlichen, reichsstädtischen und reichsritterschaftlichen Gebiete wurden 1803 im Reichsdeputationshauptschluss und 1805/06 nach dem Frieden von Pressburg den größeren, weltlichen Staaten zugeteilt. Diese konnten dadurch ihre flächenstaatliche Gebietshoheit durchsetzen und ihren Besitz arrondieren. Meist erfolgte die Entschädigung zugunsten der Territorialstaaten, d. h. sie erhielten rechtsrheinisch mehr Gebiete, als sie linksrheinisch verloren hatten. Am deutlichsten konnten Bayern, Württemberg und Baden von den territorialen Umverteilungen profitieren. Im Gegenzug mussten sie sich dazu verpflichten, Frankreich Waffenhilfe zu leisten[9].

Die Reichsstadt Ulm und das Reichsstift Elchingen fielen im Herbst des Jahres 1802 der territorialen Revolution zum Opfer. Mit der Mediatisierung hörte Ulm auf, eine Freie Reichsstadt zu sein, ihr Territorium wurde bayerisch. In Ulm erfuhr das städtische Leben eine vollständige Umgestaltung. Administration, Gerichtsbarkeit und Ämterhierarchie mussten sich in das bayerische Staatssystem einfügen. Ulm übernahm für die kommenden Jahre die Funktion einer

---

[7] *Loeffler*, Festung Ulm (wie Anm. 4), S. 475.

[8] Vgl. *ebda.* S. 418–479.- *Specker*, Stadtgeschichte (wie Anm. 4) S. 214–217.

[9] Zu Verlauf und Hintergründe der territorialen Revolution in Süddeutschland vgl. *Fehrenbach*, Vom Ancien Régime zum Wiener Kongress (wie Anm. 3) S. 71–81.- *Dies.*: Die territoriale Neuordnung des Südwestens. In: Reiner *Rinker*/Winfried *Setzler* (Hg.): Die Geschichte Baden-Württembergs. Stuttgart 1986. S. 211–219.- Volker *Press*: Südwestdeutschland im Zeitalter der Französischen Revolution. In: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Bd. 2. Stuttgart 1987. S. 9–24.- Hermann *Schmid*: Die Säkularisation und Mediatisation in Baden und Württemberg. In: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Bd. 2. Stuttgart 1987. S. 135–156.- Karl Siegfried *Bader*: Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung. Sigmaringen ²1978.

bayerischen Hauptstadt in der Provinz Schwaben[10]. Während die Stadtbewohner einer Zukunft unter der Herrschaft des Kurfürsten Max IV. Joseph äußerst wohlwollend entgegensahen[11], hatte die Säkularisierung für den nordöstlich von Ulm gelegenen Wallfahrtsort Elchingen äußerst gravierende Folgen. Das geistliche Territorium wurde säkularisiert und nach Bayern eingegliedert. Die Auflösung des Klosterbesitzes beendete die jahrhundertlange Geschichte des Elchinger Benediktinerstifts. Zwar hielten sich vereinzelte Mönche noch für mehrere Jahre in den verlassenen Gebäuden auf, um dort die gewohnten Ordensregeln zu praktizieren, dennoch war das Schicksal des Klosters besiegelt. Als im März 1805 die Gesänge und Gebete der Mönche endgültig verstummten, war Elchingen – so der damalige Klosterchronist – nur noch *ein simples Bauernnest*[12].

Die österreichische Armee in Ulm: Überfüllte Häuser und kampierende Soldaten

Etwa zur gleichen Zeit im Frühjahr 1805 machten sich erste Anzeichen bemerkbar, dass Europa kein dauerhafter Friede beschieden sein sollte. England und Russland rüsteten erneut gegen Napoleon, inzwischen Kaiser der Franzosen. Der dritten anti-französischen Koalition traten wenig später Österreich, Schweden und Neapel bei[13]. Die alliierten Mächte planten, auf deutschem Boden Fuß zu fassen, die süddeutschen Staaten für ihre Zwecke zu gewinnen und gemeinsam das napoleonische Frankreich niederzuwerfen. Ende August reagierte Napoleon auf die Pläne der Offensivallianz mit dem Abbruch der geplanten Invasion Englands. Im Eiltempo marschierte er mit seiner Armee vom Lager an der nordfranzösischen Atlantikküste in Richtung Süddeutschland. Erneute Gebietsversprechungen sicherten dem französischen Kaiser die militärische Unterstützung der süddeutschen Staaten.

Schon am 8. September 1805 überschritten österreichische Heere den Inn und drangen in das mit Frankreich alliierte Bayern ein. Dem Kurfürsten Max IV. Joseph gelang es durch seine präventive Flucht, die bayerischen Heereskontingente rechtzeitig nach Franken zurückzuziehen. Auch die schwäbische Brigade sammelte sich und zog von Ulm Richtung Würzburg. Am 18. September 1805 trafen die ersten österreichischen Truppen in der schwäbischen Stadt an der Donau ein, wo Feldmarschall-Leutnant Mack das Hauptquartier am 21. September aufschlug[14]. Die Ankunft der Besatzungsmacht leitete für die kommenden Wochen kontinuierliche Präsenz fremden Militärs und permanente Truppendurchzüge ein. Die Zivilbevölkerung hatte die ankommenden Truppen einzuquartieren

[10] Vgl. dazu Stefan J. *Dietrich*: Ulms bayerische Zeit 1802–1810. In: Hans Eugen *Specker* (Hg.): Die Ulmer Bürgerschaft auf dem Weg zur Demokratie. Zum 600. Jahrestag des Großen Schwörbriefs. Begleitband zur Ausstellung. Ulm 1997. S. 249–275.- *Specker* (wie Anm. 4) S. 217–221.- Josef *Rottenkolber*: Die Stadt Ulm unter bayerischer Herrschaft. In: WVjH, N. F. 34 (1928) S. 257–326.

[11] Vgl. Ingrun *Klaiber*: Krieg in der Stadt: Das Schicksal der Ulmer Bevölkerung im Feldzug von 1805. Unveröffentlichte Magisterarbeit. Tübingen 2005. S. 25–27.

[12] Zit. nach *Willbold* (wie Anm. 2) S. 13.

[13] Zur Einbettung des dritten Koalitionskrieges in den Kontext des europäischen Mächtespiels um 1800 vgl. *Fehrenbach* (wie Anm. 3) S. 42–54.

[14] Vgl. dazu *Specker* (wie Anm. 4) S. 221–224.- *Loeffler* (wie Anm. 4) S. 480–533.- *Ders.*: Das Treffen bei Elchingen und die Katastrophe von Ulm im Jahre 1805. In: UO 11 (1904) S. 3–36.- *Schaeben* (wie Anm. 2).- *Krauss* (wie Anm. 2).

und mit dem Lebensnotwendigsten zu versorgen[15]. Der Ulmer Chronist Albrecht Bacher berichtet, *daß jeder Einwohner der Stadt auf einige Tage seine Speise und Trank, seine Wohnung und sein Bettgeräthe*[16] mit den Soldaten teilen musste. Allerdings trafen tagtäglich neue Regimenter ein, die bei den Bürgern einquartiert wurden. Schon bald sprengte die extrem hohe Anzahl der ankommenden Truppen die Aufnahmekapazität der städtischen Kasernen und Bürgerhäuser. Man sah sich genötigt, einen Teil der Soldaten in den benachbarten Dörfern unterzubringen. Laut Pfarrer Albrecht Weyermann teilten sich die Ulmer allein in der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober ihre vier Wände mit 25.000 fremden Menschen[17]. Die Einwohnerzahl Ulms hatte sich innerhalb kürzester Zeit verdreifacht[18]. Die Bürgerwohnungen platzten aus allen Nähten: Der Bürger Johannes Trostel berichtet, dass in den kleinen Häusern bis zu 30 Mann, in den größeren sogar bis zu 100 Mann untergebracht waren. Man erzählt, dass selbst Wöchnerinnen und Kranke sich den militärischen Befehlen unterzuordnen hatten und ihre geheizten Zimmer räumen mussten[19].

Da die enorme Anzahl der Soldaten die zur Verfügung stehenden Quartiere überstieg, war ein beträchtlicher Teil des Militärs gezwungen, die Nächte unter freiem Himmel zu verbringen. Dort waren sie den Launen einer abscheulichen Witterung ausgesetzt. Es herrschte eisige Kälte. Tagelange Regenschauer durchnässten die Kleider und Uniformen. Meist reichten nicht einmal die Wachfeuer aus, die durchtränkte Kleidung zu trocknen und die erschöpften Körper zu erwärmen. Schließlich biwakierten die Soldaten zusammen mit unzähligen Reit- und Zugpferden auf den Straßen und Gassen von Ulm. So ist es kein Wunder, dass Trostel die Stadt in diesen Tagen mit einer Ansammlung von lauter kleinen Kasernen und Pferdeställen vergleicht[20].

Da die kampierenden Soldaten kein Brennholz zur Verfügung gestellt bekamen, nahmen sie es, wo sie nur konnten. Sie rissen Fensterläden von den Häusern und hoben Türen aus den Angeln. Sie demontierten das Gebälk der Dachstühle und ließen hölzerne Möbelstücke in Flammen aufgehen. Auf diese Weise verunstalteten sie die Häuser ganzer Straßenzüge[21]. Sie gingen sogar soweit, dass sie das Kind des Bauern Oswald aus der Wiege warfen, nur um diese zu verbrennen[22]. Auch die mühevoll angelegten Gärten vor den Stadttoren wurden stark in Mitleidenschaft gezogen, wie Albrecht Weyermann bezeugt: *Alle bäume um die Stadt, alle Gartenville[n], alle Gartenhäuschen waren zu Wachtfeuern gebraucht. Die ganze Gegend um die Stadt war kaum kennbar, alle Gärten [...] waren auf die scheuslichste Art verwüstet*[23].

---

[15] Vgl. dazu und zum Folgenden *Klaiber* (wie Anm. 9) S. 74–84.

[16] StadtA Ulm G 1 1808–3 (von 1802 bis 1808) S. 448 (15.10.1805).

[17] Albrecht Weyermann spricht von *20.000 österreichischen Soldaten*; StadtA Ulm G 1 1813–5 (von 1799 bis 1813) S. 351 (4. und 5.10.1805). Dazu sind weitere *4.000 fremde Persohnen* hinzuzuzählen, die für Schanzarbeiten nach Ulm gekommen sind; StadtA Ulm G 1 1808–3 (von 1802–1808) S. 442v (6.10.1805).

[18] Specker geht davon aus, dass Ulm um 1800 ungefähr 11.500 Einwohner besaß. Vgl. *Specker* (wie Anm. 4) S. 230.

[19] Vgl. StadtA Ulm Chr. Beil. G 4 1850.9.0 (von 1805) S. 29f.

[20] Vgl. *ebda.*

[21] Vgl. *ebda.* S. 30.- StadtA Ulm G 1 1808–3 (von 1802 bis 1808) S. 457v (18.10.1805).

[22] Vgl. StadtA Ulm G 1 1812/1–3 (von 1797 bis 1812) S. 536 (11.10.1805).

[23] Stadt A Ulm G 1 1813–5 (von 1799 bis 1813) S. 361.

Lebensmittelknappheit und Hungersnot in Ulm:
Ein gänzlicher Mangel an Fleisch, Brod, Wein, Bier, Brandtwein rieß ein [...]

Im Vergleich zur Unterbringung entpuppte sich die Versorgung der zahlreichen Menschen mit Nahrungsmitteln schon bald als das größere Problem. Während der Revolutions- und der napoleonischen Kriege gewann das Requisitionssystem im Gegensatz zum Magazinsystem aus pragmatischen Gründen an Bedeutung. Noch im 18. Jahrhundert zeichnete sich die Durchführung militärischer Operationen gerade durch ihre Unabhängigkeit von der ansässigen Bevölkerung aus. Gebiete, in welchen sich Truppen aufhielten, waren mit einem Netz von Magazinen überzogen, das die Versorgung der Soldaten garantierte. Obwohl der Bevölkerung ein Beitrag für die Errichtung von Lebensmittelvorräten abverlangt werden konnte, bewahrte sie das Etappensystem vor ausufernden Plünderungen. Aufgrund der unbeweglichen Versorgungslager war dieses System jedoch starr, unflexibel und für den Feind durchschaubar[24]. Der zentral geregelten Versorgung entzogen sich nur die leichten Truppen. Ihre selbständige Kampfweise zwang sie zu einem Leben aus dem Lande. Da sie sich unabhängig vom Gros des Heeres bewegten, kümmerten sie sich selbst um Quartier und Verpflegung. Gewaltanwendung war dabei durchaus an der Tagesordnung[25].

Das Requisitions- und Raubsystem der leichten Truppen verweist auf das logistische Verfahren der Massenheere im Zeitalter der Französischen Revolution. Um 1800 versorgten sich die Heere nicht mehr ausschließlich anhand von Lebensmittelvorräten, die an strategischen Punkten in Form von Etappenstationen angelegt waren. In den Revolutionskriegen war man vielmehr dazu übergegangen, das Land und seine Bewohner auszubeuten. Die Truppen lebten sozusagen *aus und von dem Land, durch das sie zogen*[26]. Ortschaften und Städte hatten durchziehende Regimenter mit Nahrung, Kleidung, Zugtieren, Gespannen und gegebenenfalls Waffen zu versorgen. Dennoch verloren die Magazine nicht völlig ihre Bedeutung. Die absolutistisch geprägten Staaten organisierten in der Regel auch weiterhin die Versorgung ihrer Truppen mit Hilfe von Magazinen. In der napoleonischen Ära griff man auf französischer Seite sogar wieder bewusst auf das im 18. Jahrhundert praktizierte Etappensystem zurück. Allerdings spielte nun der Beitrag der zivilen Seite eine entscheidende Rolle: Wenn Lebensmittelvorräte anzulegen waren, kümmerte sich die nahe Umgebung um deren Beschaffung. Auf diese Weise entstand ein Versorgungssystem, welches das Anlegen von Magazinen mit dem Eintreiben von Requisitionen vor Ort kombinierte. Da die ansässige Bevölkerung die durchziehenden Soldaten mit dem Lebensnotwendigsten zu versorgen hatte, wurde sie im Zeitalter der Revolutions- und napoleonischen Kriege in die militärischen Aktionen auf eine bisher unbewohnte Art und Weise einbezogen. Dabei war die Grenze zwischen Beschlagnahmung und Plünderung

[24] Vgl. Ute *Planert*: Der Mythos vom Befreiungskrieg: Frankreichs Kriege und der deutsche Süden. Alltag – Wahrnehmung – Deutung 1792–1841. Paderborn 2007. S. 96-108.- Henri de *Nanteuil*: Logistische Probleme der napoleonischen Kriegführung. In: Wolfgang von *Groote*/Klaus-Jürgen *Müller* (Hg.): Napoleon I. und das Militärwesen seiner Zeit. Freiburg 1968. S. 65–74, hier S. 65f.

[25] Vgl. Martin *Rink*: Die noch ungezähmte Bellona – der kleine Krieg und die Landbevölkerung in der frühen Neuzeit. In: Stefan *Kroll*/Kersten *Krüger* (Hg.): Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit. Hamburg 2000. S. 165–190, Zitat auf S. 175.

[26] *Planert* (wie Anm. 24) S. 106.

fließend. Häufig arteten Requisitionen in Raub, mutwillige Zerstörungen und Misshandlungen aus[27].

Als die österreichischen Truppen im Herbst 1805 nach Ulm kamen, trafen sie ohne nennenswerte Lebensmittelvorräte ein. Da die Franzosen jederzeit vor Ulm stehen konnten, hatte die Fortifikation der Stadt oberste Priorität. Obwohl die Österreicher in der Regel Etappenstationen anlegten und Versorgungstrosse mit sich führten, blieb dieses Mal keine Zeit für die üblichen Vorbereitungen. Die Versorgung erfolgte daher spontan und vor Ort. Mit dem Eintreffen der österreichischen Armee wurde das Schanzen sofort in Angriff genommen. Erst als die Festungsarbeiten vorangingen, kümmerte man sich um die Verpflegung. Der Großteil der Soldaten war bei Bürgern einquartiert, wo sie zu Essen und zu Trinken bekamen. Um für den Aufenthalt der zahlreichen Regimenter vorzusorgen, legte man vor Ort zudem Magazine an. Bauern aus der Region wurden entschädigungslos zu deren Ausstattung verpflichtet. In großen Mengen mussten sie Lebensmittel und Futter für die Tiere herbeischaffen. Tag und Nacht brachten sie ununterbrochen Getreide-, Heu- und Strohlieferungen in die Stadt. Unzählige Wagen standen zum Abladen bereit und blockierten die Straßen innerhalb der Stadtmauern. Die Vorräte lagerte man in öffentlichen Gebäuden wie Zeughaus oder *Kirchlein* (ehemalige Barfüßerkirche am Münsterplatz), die als Magazine zweckentfremdet wurden[28]. Im Vergleich zu den riesigen Mengen an Naturalien, die die Ulmer Umgebung für die militärische Bedürfnisse zur Verfügung stellen musste, war der relativ spät ankommende und eher spärlich ausgestattete österreichische Depot kaum erwähnenswert[29].

Über mehrere Wochen musste die Ulmer Einwohnerschaft die österreichische Besatzungsmacht einquartieren und verpflegen. Schon bald empfand die ansässige Bevölkerung die große Menge an eingeforderten Requisitionen als Belastung[30]. Den in und um Ulm herum gelegenen Österreichern musste man pro Tag mehrere hunderttausend Portionen Brot und Fleisch liefern[31]. Auch benachbarte Gemeinden waren aufgefordert, alles Brot und Mehl nach Ulm zu schaffen. Ochsen und Stiere wurden herdenweise eingefordert, Kühe und Pferde einfach abgeführt und einbehalten[32]. Das örtliche Gewerbe produzierte ab Anfang Oktober ausschließlich für die soldatischen Bedürfnisse: [D]*ie Bäkker* [durften] *nur für das Militär bakken, die Müller nur für das Militär mahlen, die Schuhmacher nur für das Militär arbeiten.* Kamen die Einwohner den Requisitionsansprüchen nicht nach, musste – wie der Zeitzeuge Trostel formuliert – *fast immer Exekution dem guten Willen aushelfen*[33].

Die Eintreibung der geforderten Naturalien und Dienstleistungen erfolgte stets *mit grosser Strenge*[34]. In manchen Fällen erzwangen die Österreicher sie sogar mit unlauteren Mitteln wie Geiselnahmen, Erpressung, exemplarischer Be-

[27] Vgl. *Nanteuil* (wie Anm. 24) S. 66–74.- *Planert* (wie Anm. 24) S. 106-108.- *Klaiber* (wie Anm. 9) S. 18–20.

[28] Vgl. StadtA Ulm G 1 1808–3 (von 1802 bis 1808) S. 433v (21.9.1805).

[29] Vgl. *ebda.*, S. 436v (26.09.1805).

[30] Vgl. *Klaiber* (wie Anm. 9) S. 83.

[31] Vgl. StadtA Ulm G 1 1812/1–3 (von 1797 bis 1812) S. 484 (22.10.1805).

[32] Vgl. *ebda.*, S. 460 (14.10.1805).- StadtA Ulm Chr. Beil. G 4 1850.9.0 (von 1805) S. 10 und 29.

[33] *Ebda.*, S. 11. Dort auch das vorherige Zitat.

[34] *Ebda.*, S. 10.

strafung und Androhung von Plünderungen. Gewalttätige Ausschreitungen gegenüber der städtischen Einwohnerschaft waren in Ulm aber eher die Ausnahme. Der Chronist Wilhelm Friedrich Burger wundert sich sogar über das vorbildliche Verhalten der österreichischen Besatzer: *Indeß muß jedermann der KriegsZucht der K. K. Truppen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß schwerlich von einer europäischen Armee eine solche Masse in einer Stadt zusammen gedrängt seyn könnte, ohne daß man von weit mehrere Excessen hören würde. Die Truppen benahmen sich im Ganzen sehr exemplarisch*[35]. Das Einschränken der Gewaltanwendung ist als strategisches Vorgehen zu werten: Die österreichische Armee drang ins bayerische Territorium ein und besetzte die ehemalige Reichsstadt. Das inzwischen bayerische Ulm stand bündnispolitisch nun aber auf Seiten Frankreichs. Für die ansässige Bevölkerung kamen die Österreicher 1805 also als Feinde, die zudem Requisitionen erhoben und Kosten verursachten. Dies war den Österreichern bewusst. Mit der Taktik des guten Benehmens beabsichtigten sie, die Ulmer wohlwollend zu stimmen und so die erhobenen Lebensmittelforderungen widerstandslos zu erhalten. Je mehr sich die militärische Situation zuspitzte und die Menge an verfügbaren Nahrungsmitteln abnahm, kam es dann doch vor, dass die österreichische Generalität ihren Forderungen mit Gewaltandrohungen Nachdruck verlieh. Die Österreicher bedienten sich dann der Angst vor Raub, Plünderung und Misshandlung, um ihre Requisitionen durchzusetzen[36].

Bereits Ende September hatten die zahlreichen Soldaten die Nahrungsmittel weitgehend aufgebraucht. Trostel berichtet: *Ein gänzlicher Mangel an Fleisch, Brod, Wein, Bier, Brandtwein rieß ein, da diese Lebensmittel in grosser Menge an das Militär abgeliefert werden mußten*[37]. Innerhalb von zwei Wochen verringerte sich die Menge der verfügbaren Grundnahrungsmittel drastisch und trieb die Preise in die Höhe. Die Versorgungslage war dadurch sehr angespannt. Der Mangel grenzte letztendlich an Hungersnot. Angesichts der ernsten Lage waren die Stadtbewohner darauf angewiesen, alle essbaren Naturalien zu verzehren – auch die ungesündesten, solange sie nur den Hunger stillten[38]. Allerdings kam es nicht soweit, dass die Ulmer Pferdefleisch essen mussten, wie Feldmarschall-Leutnant Mack es ihnen als letzten Ausweg vorgeschlagen hatte[39].

Wie extrem diese Erfahrung für die Ulmer Einwohnerschaft war, zeigen Aufzeichnungen des Leichenbestatters Albrecht Bacher. Zwei Monate später, als die militärischen Ereignisse sich bereits weiter nach Osten verlagert hatten, zogen unzählige Kolonnen mit Kriegsgefangenen auf ihrem Weg nach Frankreich durch Ulm. Die Einwohnerschaft hatte auf Anordnung des kurfürstlichen Generalkommissariats die müden, ausgehungerten Soldaten mit warmen Speisen zu versorgen. Da sich die schreckliche Erfahrung der Hungersnot tief in das Gedächtnis der Menschen gebrannt hatte, nährte die Furcht vor einem erneuten Aufbrauchen der Vorräte bei Einzelnen den Groll gegenüber den verköstigten Gefangenen. So kommentiert Bacher die Essensverteilung an die Gefangenen mit einem zynischen Unterton: *Es wurde von den Bürgern und der Einwohnerschaft sehr viel und fast*

[35] StadtA Ulm G 1 1812/1–3 (von 1797 bis 1812) S. 444f (4. und 5.10.1805).
[36] Vgl. *Klaiber* (wie Anm. 9) S. 80–89 und 127–129.
[37] StadtA Ulm Chr. Beil. G 4 1850.9.0 (von 1805) S. 10.
[38] Vgl. *ebda.*, S. 28f.
[39] Vgl. StadtA Ulm G 1 1808–3 (von 1802 bis 1808) S. 447 (15.10.1805).

ja gar mehr als zuviel, und nach rechter genüge von guten Speißen zugebracht, daß sich einige zu Tod gefressen [haben][40].

Ausbau der ulmischen Festung:
Was wir befürchteten, traf auch wirklich bald ein.

Der Unmut der Bevölkerung richtete sich nicht allein gegen die extreme Überfüllung der Stadt Ulm und die übertriebenen Requisitionen, sondern auch und im Besonderen gegen die Wiederaufnahme des Festungsbaus. Wie im Jahre 1797 kam Feldmarschall-Leutnant Mack 1805 nach Ulm, um die bereits demolierten Stadtmauern und Schanzen aufzubauen. Er plante dieses Mal den Ausbau einer Verteidigungslinie zwischen Ulm und Memmingen, um dort die Franzosen auf ihrem Weg von Straßburg durch den Schwarzwald nach Österreich aufzuhalten. Zu diesem Zweck sollten die Städte Ulm und Memmingen größere Verschanzungen erhalten und entlang der Iller Feldschanzen aufgeworfen werden. Die Wiederaufnahme der Festungsarbeiten ließ die Ulmer vermuten, dass der Atem des Krieges ihre Stadt erneut streifen würde[41]. *Was wir befürchteten*, so die Worte eines Zeitgenossen, *traf auch wirklich bald ein*[42]. Der 'kleine Mann' war den Kriegsplänen der großen Mächte ausgeliefert. Zum wiederholten Mal nutzten die Österreicher die Arbeitskräfte vor Ort, um die zerstörten Festungswerke innerhalb kürzester Zeit in Verteidigungszustand zu setzen. Die Stadtbewohner waren aufgefordert, Werkzeuge, wie Schubkarren, Pickel und Hammer zur Verfügung zu stellen. Außerdem wurde die Bürgerschaft zwangsverpflichtet, sich entweder selbst an den Schanzarbeiten zu beteiligen oder durch einen *Fröhner* vertreten zu lassen. Da man für dessen Bezahlung selbst aufkommen musste, blieb die Möglichkeit, sich von der körperlichen Arbeit freizukaufen, ein Privileg der wohlhabenden Bürger[43]. Um mit den Bauarbeiten zügig voranzukommen, forderte man zusätzlich zu den Soldaten und Bürgern auch Bauern aus der gesamten schwäbischen Provinz an. Alle arbeiteten Tag und Nacht, sieben Tage die Woche an der Fortifikation der Stadt[44]. Nichtsdestotrotz blieben die Außenwerke zu einem großen Teil unvollendet, als die napoleonischen Heere in der Ulmer Region eintrafen.

14. Oktober 1805 – Die Schlacht bei Elchingen:
[U]nd man las auf jedes Stirne Tod!

Mack hatte seine Armee an der Iller, auf einer Linie zwischen Ulm und Memmingen positioniert, um so ein Vordringen der Franzosen vom Schwarzwald her zu verhindern. Dem Feldmarschall-Leutnant entging jedoch, dass der Feind dieses Mal Ulm im Norden umging, die Donau weiter östlich überquerte und der österreichischen Armee in den Rücken fiel. Anfang Oktober kam es zu ersten kleineren Gefechten bei Wertingen, Günzburg und Haslach bzw. Jungingen. Während Napoleon seine Truppen auf dem rechten Donauufer zwischen Leibi

[40] *Ebda.*, S. 528 (27.12.1805).
[41] Vgl. *Klaiber* (wie Anm. 9) S. 89–94.
[42] StadtA Ulm Chr. Beil. G 4 1850.9.0 (von 1805) S. 8.
[43] Vgl. Stadt A Ulm G 1 1808–3 (von 1802 bis 1808) S. 437f (28.9.1805). Zitat auf S. 437.
[44] Vgl. StadtA Ulm Chr. Beil. G 4 1850.9.0 (von 1805) S. 7f.- StadtA Ulm G 1 1812/1–3 (von 1797 bis 1812) S. 437 (25.9.1805).- Stadt A Ulm G 1 1808–3 (von 1802 bis 1808) S. 436v (28. und 29.9.1805).

und Illertissen für den Angriff auf Ulm versammelte, ließ Mack seine Soldaten auf der anderen, linken Uferseite Richtung Osten ziehen, um die Versorgungswege des Feindes abzuschneiden[45].

Am 13. Oktober marschierten österreichische Truppen von Ulm Richtung Dillingen. Heftige Regengüsse und schlammige, morastreiche Wege verzögerten das Vorankommen der Soldaten erheblich. Schließlich konnten sie nur bis Oberelchingen vorstoßen. Die Ankunft von ca. 25.000 Soldaten und fünf Generälen versprachen den Ortsbewohnern nichts Gutes. Das Geplänkel der vergangenen Tage war in den Augen des damaligen Gemeindepfarrers Martin *der traurige Vorbothe* [...] *schauervollester Scenen, die in dem guten Elchingen sollten aufgeführt werden*[46]. Am Abend vor der Schlacht nahm der Ortsgeistliche aus der erhöhten Lage des Klosters eine überaus starke Truppenkonzentration südöstlich von Ulm wahr. Die auflodernden Wachfeuer der Franzosen bildeten am Horizont ein beeindruckendes und zugleich erschreckendes Lichtermeer[47]. Die bösen Vorahnungen sollten sich am darauf folgenden Tag bewahrheiten.

Am Morgen des 14. Oktobers griffen die französischen Truppen die Österreicher in Elchingen an. Die dortigen Einwohner hörten, wie die Franzosen *mit Ungestüm und grossem Geschrey* die Donaubrücke erstürmten. Kurz darauf drängten sie die zwischen der Brücke und dem Dorf positionierten Österreicher nach Elchingen zurück. Ein Beobachter dokumentiert wie folgt: *Bomben und Haubizzen zerschmetterten unter den Haufen der Oesterreicher, und erreichten wirklich schon die Häuser der Einwohner Elchingens*[48].

In den vorherigen Kriegen hatte die Zivilbevölkerung ausreichend Erfahrung damit gemacht, dass Krieg führende Armeen weder Rücksicht auf Zivilisten noch auf Bauwerke und Landstriche nahmen. So fürchteten die Menschen damals nichts mehr als zwischen die Fronten zu geraten. Als Elchingen Opfer einer heftigen Kanonade wurde, zählte daher nur noch die Rettung des eigenen Lebens. Die Dorfbewohner brachten sich vor einfallenden Soldaten und einschlagenden Kanonenkugeln in Sicherheit. Einige versteckten sich in Kellern und Gewölben, die meisten aber erhofften sich Schutz hinter den dicken Klostermauern[49]. Einen Eindruck von Panik und Chaos auf Elchingens Straßen und im Kloster vermittelt eine Passage aus dem Augenzeugenbericht Pfarrer Martins:

Der Klosterberg wimmelte von Menschen, die sich in das Stift [...] begaben, um eine Schutzwehre vor dem Tode zu suchen. – Greise und Weiber, durch Alter und Schwachheit zu Boden gedrückt, krochen an ihren Stäben fort, oder lehnten sich auf den Arm ihrer Söhne und Töchter, die grosse Bündel trugen und selbst kaum fortkonnten. Mütter, von ihrer Kindheit an mit allen Gemächlichkeiten des Lebens versehen, durchwadeten den Morast mit ihren Säuglingen an der Brust, und seufzten zum Himmel! Man sah Frauenzimmer von feineren Sitten, wie die Last Thiere bepackt. Die Schwächlichen und Kranken wurden auf Schubkarren gefahren. Alle Begriffe des Schicklichen und Anständigen hörten in diesen schreck-

[45] Vgl. dazu und zum Folgenden *Löffler* (wie Anm. 4) S. 480–509.- *Specker* (wie Anm. 4) S. 221–224.

[46] August *Birle*: Bericht über die Schlacht von Elchingen den 14. October 1805. Nach dem Manuscript eines Augenzeugen. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 6 (1879) S. 51–69, hier S. 53.

[47] Vgl. *ebda.*, S. 58.

[48] *Ebda.*, S. 60. Dort auch das vorherige Zitat.

[49] Vgl. *Klaiber* (wie Anm. 9) S. 99–102.

lichen Stunden auf, alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens wurden geschwächt, oder aufgelöst.
Das Zuströmen von Menschen war so stark, dass sie den Abtei-Trakt gänzlich ausfüllten. Er schien einem Aufenthalt von Gespenstern ähnlich, keiner kannte den andern mehr, und man las auf jedes Stirne Tod!!! Greise, Weiber, und Kinder baten und schrien um Rettung [...][50].

Rettung erhoffte sich die Bevölkerung bei den Mächten des Himmels. Während die dicken Klostermauern Schutz vor existenziellen Gefahren bieten sollten, halfen die Nähe zu Gott und das gemeinsame Gebet, die Todesängste zu ertragen. In der Kirche flehten die Menschen unter Aussetzung des Allerheiligsten Gott um Gnade und Barmherzigkeit[51]. Dass die Bewohner Elchingens die Eucharistieverehrung praktizierten, also eine der tiefsten Frömmigkeitsformen, die die katholische Religion kennt, zeigt, wie bedrohlich sie die Situation für ihren persönlichen Lebensbereich einschätzten. Das Bitten hatte in erster Linie zum Gegenstand, die Betenden vor der sich öffnenden Kriegshölle zu bewahren, deren Augenzeugen sie werden sollten. Eine weitere Steigerung ihrer Angst um Leib und Leben erfuhren die Elchinger, als der Schlachtenlärm näher kam und sich die Attacken auch gegen ihren Zufluchtsort richteten.

Mit offensivem Kampfgeist und kühner Angriffslust hatten die französischen Soldaten das heutige Oberelchingen über Klostersteige und -garten und von Osten her über Unterelchingen erstürmt. Da die österreichischen Soldaten sich immer mehr auf das Klostergelände zurückzogen, feuerten die Angreifer ihre Artilleriegeschosse auf die Stiftsgebäude. Wenn Geschosse abgefeuert wurden und einschlugen, hörten die hilflosen Menschen das Donnern der Kanonen und spürten das Beben der Erde. Die Elchinger selbst waren Zielscheibe der kriegerischen Grausamkeit geworden und bangten um ihr Leben. Der Ortsgeistliche glaubte schließlich, dass der Weltuntergang sich nicht schrecklicher gestalten könne als das erlebte Bombardement:
Es entstund eine Kanonande, die noch nie auf dem Element der Erde erlebt worden war. Die Feuer Schlünde sprühenten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien ihren Raub zu empfangen. [...] das entsetzliche unaufhörliche Feuer der Franzosen aus grobem Geschütz und Musketten waren wie Posaunen des Todes, und fiel wie Todesregen auf die Oesterreicher, schmetterte alles zu Boden, und was nicht Menschen traf, durchlöcherte Fenster und Gebäude, jeder Schuss war Todes Angst[52].

Als die Franzosen die Klostermauern überwältigt hatten, spielten sich grausame Szenen in unmittelbarer Nähe der im Abteigebäude versteckten Elchinger ab. Die französischen Soldaten erstürmten den Klostergarten und drängten die Österreicher in den Klosterhof zurück. Die Angreifer kletterten dabei [v]*oll kriegerischer Wut* [...] *über die Leichenhügel der Erschlagenen, als ob es Erdhaufen wären.* Man erzählt, dass die Österreicher sich wie Löwen gegen den Angriff wehrten. Da die meisten von ihnen bereits alle ihre Patronen verschossen hatten, waren sie gezwungen, sich mit den bloßen Händen und Gewehrkolben zu verteidigen. Sie gingen *mit gefälltem Bajonet auf die strümenden Feinde los, und*

[50] *Birle* (wie Anm. 44) S. 60f.
[51] *Ebda.*, S. 61.
[52] *Ebda.*, S. 61f.

schlugen mit den Kolben wie mit Keulen um sich herum[53]. Angeblich fand man nach dem Kampf kaum eine Muskete, die nicht beschädigt war.

Inzwischen hatten sich die Österreicher auf der Anhöhe nördlich des Klosters in Schlachtordnung positioniert. Ein schreckliches Gemetzel fand nun auf den Feldern, die als '15 Jauchert' bekannt sind, statt. Obwohl die Österreicher ihre Stellungen auf das Hartnäckigste verteidigten, mussten sie letztendlich ihren Rückzug nach Ulm antreten.

Französische Soldaten in Elchingen: *Raub war die Losung.*

Die Elchinger sahen sich nunmehr mit den Folgen der Schlacht konfrontiert. Die Gebäude wiesen große Zerstörungen durch die eingeschlagenen Artilleriegeschosse auf. In und um die Ortschaft herum hatten die Gefechte ein Blutbad hinterlassen. Die Dorfbewohner begegneten nun herumirrenden *Verwundeten, deren Zustand es nur einigermassen erlaubte [...] die nächst gelegenen Dörfer zu erreichen*[54]. Unzählige Leichname bedeckten den Boden, bei vielen dauerte der Todeskampf noch an. Als Pfarrer Martin über das Schlachtfeld ging, stellte er mit Schrecken fest, dass die Verwundeten *durch ihr trauriges Loos am Boden des Schlacht-Feldes gefesselt [waren]. Hier von Kälte erstarrt, mit zerschmetterten Gliedern, abgerissenen Knochen, in ihrem Blute schwimmend, und aller Hilfe beraubt, wünschten sich diese Unglücklichen einen schleunigen Tod. Vielen hunderten aber waren noch vorher grössere Martern vorbehalten.* Die Überlebenden der Schlacht wurden schließlich in einem provisorisch eingerichteten Lazarett in den Klostergebäuden untergebracht. Dort warteten sie auf *Genesung oder Tod*[55]. Da die Anzahl an Verstorbenen sehr groß war, konnten sie erst nach und nach begraben werden.

Während der Schlacht hatte die Elchinger Einwohnerschaft hauptsächlich Ängste um das eigene Leben ausgestanden. Danach waren sie nur froh, dass sie mit dem Leben davon gekommen waren. Der Angriff auf ihre 'kleine Welt', ihr Eigentum und ihr Dasein musste sie zutiefst schockiert haben, zumal die Bedrohung nach der Schlacht weiterhin andauerte. Neueste Forschungen zeigen, dass weniger die Kampfhandlungen, sondern vielmehr die Begleiterscheinungen der kriegerischen Auseinandersetzungen gravierende Folgen für die Bevölkerung hatten[56]. In Elchingen gehörten zu den Folgeerscheinungen die anschließende Einquartierung und Versorgung der französischen Armee. Für eine ganze Woche quartierten sich die Franzosen in den Bauernhäusern ein oder zelteten in den Straßen und auf den Feldern Elchingens. Sie zehrten die Lebensmittelvorräte, die die kurz zuvor dort einquartierten Österreicher übrig gelassen hatten, gänzlich auf.

Aber damit nicht genug. Auf der Suche nach Nahrung trieben die Soldaten ihr Unwesen im ohnehin schon gezeichneten Ort. Als Belohnung für ihre Leistungen im Kampf nahmen sie sich Wert- und Gebrauchsgegenstände aller Art. Sie erpressten Geld, Kleidungsstücke und raubten alles, was mit Händen fort zu schaf-

[53] *Ebda.*, S. 62. Dort auch die Zitate.
[54] *Ebda.*, S. 66.
[55] *Ebda.*, S. 67.
[56] Vgl. *Klaiber* (wie Anm. 9) S. 99–105.- *Planert* (wie Anm. 24) S. 192-200.

fen war. Was sie nicht zu tragen vermochten, zerstörten sie mutwillig. Wer sich ihnen in den Weg stellte, bekam ihre Gewalt zu spüren. Pfarrer Martin weiß davon zu berichten:

Elchingen wurde auf einmal der Tummelplatz von Vendeer und Hussaren, die bei hellem Tage in den Häussern, wo sie nur hinkamen, raubten, die Menschen prügelten und verwundeten. Da war kein Kasten, keine Kiste, keine Truche, kein Verschlag, Kammer oder Boden, der nicht aufgebrochen durchsucht, aufgeschlagen, oder aufgesprengt worden wäre. Was sie dann fanden, es mochte Geld, Weisszeug, Kleider, Handwerkszeuge, oder sonst irgend etwas brauchbares seyn, war für sie Beute. Raub war die Losung. – Wie Rasende drangen sie in die Städel und Ställe, die Garben wurden herausgerissen im Morast zertrümmert, das Vieh fortgeschleppt, und die sich noch wiedersezten, durch Schläge misshandelt[57].

Die Zerstörungswut richtete sich ebenfalls gegen die Klosteranlage. Die Soldaten drangen wütend in die einzelnen Gebäude ein, brachen die Türen auf, zerschlugen und zerstörten alles, was sie in die Hände bekamen. Mit Beilen hauten sie auf Fußböden und Seitenwände ein. Bei Tag und bei Nacht bezeugte tobendes Geschrei das Andauern der barbarischen Handlungen. Archiv- und Bibliotheksräume wurden gewaltsam aufgesprengt. Die Bücher und Dokumente *herausgerissen, mit Füssen zertretten, zerrissen. Die einzelnen Blätter waren dann zum unanständigsten Gebrauche bestimmt*[58]. Die Soldaten machten aus der Klosterkirche, die Napoleon angeblich wegen ihrer Schönheit so bewundert hat[59], einen stinkenden Pferdestall. Überall waren Heu und Stroh auf dem Boden verstreut, Pferde standen dort, wo einst Gläubige ihr Gebet zum Himmel geschickt hatten, und Exkremente verwandelten den heiligen Ort in eine Kloake.

Neben dem disziplinlosen Auftreten der Soldaten beunruhigten auch die im Dorf ausgebrochenen Feuersbrünste die Einwohnerschaft. Pfarrer Martins Aufzeichnungen zufolge waren die Feuer zum Teil aus Unachtsamkeit, zum Teil aus Mutwillen entstanden. Während die Soldaten sich in Elchingen aufhielten, brannte es in mehreren Bauernhäusern und allein in den Konventsgebäuden ganze elf Mal. Dabei wurden drei Gebäude gänzlich zerstört. Das Feuer raubte dem Bauern Ruchti und seiner Familie das Dach über dem Kopf und verwandelte den Heustadel mitsamt den kürzlich erst geernteten Futtervorräten zu Asche. Für die Betroffenen bedeutete dies, dass sie all ihre Habseligkeiten verloren und der Kälte des bevorstehenden Winters ausgesetzt waren. In den Kriegen um 1800 waren Brände besonders wegen ihrer Folgen gefürchtet. Aus diesem Grund versuchte man die Ausbreitung der Flammen schnell einzudämmen. Dies erwies sich in Elchingen jedoch als schwierig: Die Soldaten betätigten sich dort mehrmals als Brandstifter und erfreuten sich schadenfrohlächelnd an den emporlodernden Flammen. Nur mit Gewalt konnten sich die herbeieilenden Männer durch die Menge der schaulustigen Soldaten zum Brandherd durchkämpfen, um der Löscharbeit nachzukommen und so den schlimmsten Verheerungen vorzubeugen[60].

Die betroffenen Ortsansässigen versuchten dem Grauen ein Ende zu setzen, indem sie sich an die französischen Generäle wandten, die im Elchinger Kloster

[57] *Birle* (wie Anm. 44) S. 64.
[58] *Ebda.*, S. 65. Dort auch das vorherige Zitat.
[59] Vgl. *Willbold* (wie Anm. 2) S. 94.
[60] Vgl. *ebda.*, S. 65f, Zitat auf S. 66.

ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Doch diese Hoffnung wurde enttäuscht. Anstatt sich für ordentliches Verhalten einzusetzen, vergaßen die Offiziere in diesen Tagen ihre disziplinierende Funktion. Sie begegneten den Plünderungen mit achselzuckender Indifferenz, ja sie beteiligten sich sogar daran. Die Klagen der Elchinger beantworteten sie mit den Worten: *Das sind die Schreknisse des Kriegs; die Leute müssen zu leben haben*[61]. Dieses Zitat zeigt deutlich, dass die Militärs ihre Konsequenzen aus den Mängeln des Versorgungssystems gezogen hatten. Aus pragmatischen Gründen hatte das revolutionäre Frankreich die geregelte Verpflegung mittels traditioneller Etappenstationen aufgegeben und ihre Logistik den Massenheeren[62] angepasst. Zur Versorgung der zahlenmäßig großen Heere bildete sich ein Mischsystem aus Magazinen und Requisitionen vor Ort heraus[63]. Im Herbst 1805 konnte die Militärorganisation auf französischer Seite aber keine reguläre Versorgung mehr gewährleisten. Die entschlossene Verfolgung des militärischen Hauptziels, nämlich die Vernichtung des Feindes, stand an oberster Stelle. Als Reaktion auf die offensive Politik der Koalitionsmitglieder brach Napoleon daher die geplante Invasion Englands ab, verließ die französische Atlantikküste und ließ seine Truppen innerhalb kürzester Zeit nach Süddeutschland marschieren. Bei einem solch spontanen Strategiewechsel geriet die Verpflegung ins Hintertreffen. In der Kürze der Zeit konnte die Heeresorganisation keine Magazin- und Feldversorgung mehr sicherstellen. Auch der Nachschub an Verpflegung blieb aus. Die rückhaltlose Einbeziehung der Zivilbevölkerung trat schließlich an die Stelle des fehlenden Versorgungssystems. Daher waren die Soldaten auf ihrem Marsch durch Europa gezwungen, sich selbst um das Lebensnotwendigste zu kümmern. Die Ausbeutung der ansässigen Bevölkerung gehörte nun zur gängigen Praxis. Die französischen Soldaten waren somit stärker – als z. B. die österreichischen – auf die Ausbeutung des Landes und seiner Bewohner angewiesen.

Die französischen Armeen kamen mit nichts, also nahmen sie alles, was sie brauchten[64]. Das Stillen der natürlichsten Bedürfnisse, wie Hunger und Durst, aber auch die Gier nach Beute zogen Plünderungen und Gewaltanwendungen nach sich. Der Elchinger Pfarrer sprach den Franzosen schließlich jegliche Art von zivilisiertem Verhalten ab. Seines Erachtens befleckten sie ihren Sieg durch das barbarische Mittel der Plünderung[65]. Aufgrund des maßlosen, enttabuisierten Verhaltens behielten die Dorfbewohner ein äußerst negatives Bild vom franzö-

[61] *Ebda.*, S. 65

[62] Die Französische Revolution hatte entscheidenden Einfluss auf die militärische Situation in Frankreich. Die Proklamation des Volkskrieges und die damit verbundene Einführung der Wehrpflicht führten Neuerungen im Militärwesen herbei. Der französische Bürger war nun zum Dienst am Vaterland und zur Bekämpfung der Revolutionsfeinde verpflichtet. Die ideologisch motivierte Aushebung ermöglichte es, weite Teile der Bevölkerung zu mobilisieren. Für künftige militärische Auseinandersetzungen nutzte die französische Regierung auf diese Weise das riesige Reservoir an Menschen im eigenen Land. Damit verfügte Frankreich über ein neuartiges Kriegsinstrument, das der traditionellen Kriegsführung der alten Mächte überlegen war. Mit dem Auftreten der ersten Massenheere änderten sich schließlich auch Strategie, Taktik und Logistik der Kriegführung. Vgl. *Planert* (wie Anm. 24) S. 105-108.- *Klaiber* (wie Anm. 9) S. 13–16.

[63] Vgl. *Nanteuil* (wie Anm. 24) S. 66–74.- *Planert* (wie Anm. 24) S. 106-108.- *Klaiber* (wie Anm. 9) S. 17–20.

[64] Timothy C. W. *Blanning*: Die Französischen Revolutionsarmeen in Deutschland. Der Feldzug von 1796. In: Ralph *Melville* u. a. (Hg.): Deutschland und Europa in der Neuzeit. Festschrift für Karl Otmar Freiherr von Aretin. Stuttgart 1988. S. 489–504, Zitat auf S. 492.

[65] Vgl. *Birle* (wie Anm. 44) S. 63ff, Zitat auf S. 64.

sischen Heer in Erinnerung. Allerdings hatten die Elchinger die durch die Österreicher bedingten Zerstörungen und deren Gewaltanwendungen nicht erlebt und somit kein Vergleichsmoment. Die Kriegssituation führte 1805 dazu, dass der Hauptanteil an Österreichern sich in der Stadt Ulm befand und die Franzosen sie dort einkreisten. Diese dagegen hielten sich eher in der ländlichen Region um Ulm herum auf. Da das konkrete Verhalten der Soldaten vor Ort ausschlaggebend für die Wahrnehmung der jeweiligen Truppen war[66], hielten die Elchinger allein das Treiben der Franzosen für unzivilisiert. Dabei wussten sie nicht, dass die Ulmer auf ähnliche Weise über die Österreicher klagten. Das eigene Los erschien jedem als das härteste.

Die Elchinger waren ihrem Schicksal schließlich selbst überlassen. Während einer ganzen Woche hielt die Angst vor Raub, Misshandlung und mutwilliger Zerstörung an. Am 21. Oktober, als die französische Armee weiter Richtung Osten zog, atmete die Einwohnerschaft erleichtert auf. Bis es aber so weit war, sollten sich noch weitere kriegerische Szenen im Ulmer Raum ereignen.

Ulm unter Beschuss:
Schrekken und Verwirrung war allgemein

Die in der Schlacht siegreichen Franzosen hatten den Gegner in die städtische Festung zurückgedrängt und näherten sich nun Ulm von allen Seiten. Nach der Auseinandersetzung bei Elchingen hatte es Gefechte in der Nähe von Offenhausen gegeben. Aber erst tags darauf (15. Oktober 1805), als die Franzosen die Schanzen auf dem Michelsberg erstürmten, galt der Angriff der Stadt selbst.

In Ulm hörte man das Trommeln und Geschrei der attackierenden napoleonischen Soldaten. Die Ulmer wurden Zeugen, wie die Österreicher von den Außenwerken vertrieben wurden und nun Schutz hinter den Stadtmauern suchten. Dicht vor den Toren lieferten sich die Kriegsparteien ein *fürchterliches Kartätschenfeuer*[67]. Erste Kugeln flogen durch die Stadt. Der Sturm auf die Festung rief chaotische Zustände hervor. Die Straßen füllten sich mit Fliehenden, Verwundeten, Wagen, Kanonen und Pferden. Kurzum: *Schrekken und Verwirrung war allgemein*[68].

Das Schließen der Tore und Abbrechen der Brücken leitete den Belagerungszustand ein. Die gesamte österreichische Armee drängte sich nunmehr innerhalb der Befestigungsanlagen. Die Österreicher brachten Ulm sofort in Verteidigungszustand[69]. Erst am darauf folgenden Tag (16. Oktober 1805) geriet Ulm schließlich unter direkten Beschuss. Die französische Artillerie feuerte von den eingenommenen Höhen rings um Ulm auf Festung und Bürgerhäuser. In zwei fürchter-

[66] Vgl. *Klaiber* (wie Anm. 9) S. 127–136.
[67] StadtA Ulm G 1 1812/1–3 (von 1797 bis 1812) S. 461 (15.10.1805).
[68] StadtA Ulm Chr. Beil. G 4 1850.9.0 (von 1805) S. 14.
[69] Zum Schutz vor den herbeistürmenden Franzosen verbarrikadierten die Österreicher auch das Frauentor. Dazu nahmen sie Fässer und Wagen, die zu einem Teil den Ulmer Einwohnern gehörten. Der Hahnenwirt bangte daraufhin um seinen Besitz, wurde ihm doch genau das Faß 'entliehen', in welchem er sein Geld versteckt hatte. Zum Glück entdeckte niemand den Schatz und so erhielt der Wirt das Fass zusammen mit dem kostbaren Inhalt wieder zurück. Vgl. StadtA Ulm G 1 1813–5 (von 1799 bis 1813) S. 353 (15.10.1805).

lichen Bombardements erging ein *Kugel- und Granatregen*[70] über die Stadt. Die Aufzeichnungen eines Ulmer Bürgers beschreiben den Feuerregen folgendermaßen: *Zerspringende Kugeln und Haubizen, wurden von den Franzosen heftig und viel herein geschossen, [sie] zersprungen auf den gassen*[71]. Auf den Straßen war man seines Lebens nicht mehr sicher. Dies beweist ein Vorfall auf dem Münsterplatz. Ein Artilleriegeschoss traf dort einen österreichischen Soldaten, der sofort tot umfiel. Um das eigene Leben zu retten, zogen sich die Einwohner entweder in ihre Häuser zurück und schlossen die Fensterläden oder sie suchten Zuflucht in Kellern und Gewölben von massiven Großbauten. Viele Menschen strömten in die Münsterkirche und baten dort um göttlichen Beistand. Die österreichischen Offiziere suchten Schutz hinter den dicken Mauern des Neuen Baus[72].

Das Artilleriefeuer durchlöcherte die Bürgerhäuser regelrecht. Der unter Beschuss geratene Turm des Frauentors und die benachbarten Häuser erlitten starke Zerstörungen[73]. Eine Haubitzengranante traf das Wengenkloster, welches damals als Lazarett genutzt wurde. Richtete die Granate zwar kaum erwähnenswerte Zerstörungen an, verwundete sie jedoch die Blessierten aufs Neue[74]. Die Angreifer nahmen also auf niemanden Rücksicht, weder auf die Zivilisten noch auf die vom Krieg sowieso schon gezeichneten Soldaten. Jeder, der sich in Ulm aufhielt, war in Lebensgefahr. Auch der Chronist Bacher und sein Haus wurden Opfer des Kanonenhagels, wie er selbst beschrieb:

Selbst in meine untere Stube, Schlug eine solche grosse Haubiz Kugel, durch die Zugemachte FensterLäden und scheiben herein, fiel auf den boden, Sprang in etliche 10. Stuck;

ein solches Stuck von der Kugel, sprung meines Schwagers Tochter Veronicka Bräumeyerin, in den obern Theil des Linken Schenkel, daß sie nicht nur zu Boden gefallen, sondern auch, daß das Stuck in dem fleisch stecken geblieben, und von dern Mutter heraus gerissen worden, sich heftig erblutet, sehr gejammert, und so fort, von denen umkehrer in Hospital getragen worden. In der Stuben waren durch die zersprungene Kugel und Kugel Stücke, der Boden zerrissen, der Ofen, das getäfer, und alle 4. fenster Scheiben, und das fenster bley alles gänzlich zerschmettert, und entzwey gerissen.

Ja ein solch Haubizen Stuck, blieb so gar in der Büher stecken. und es waren alßo der Vatter die Tochter, mit dem Kind auf dem arm auch die Mutter alle miteinander durch den Knall und Schröcken zu Boden gefallen. die Tochter aber musste auf dem Boden liegen Bleiben, biß sie in Hospital fortgetragen wurd[75].

Neun Tage später erlag die Nichte des Chronisten den Folgen ihrer Verletzung. Veronikas Schicksal ist vermutlich kein Einzelfall. Bacher selbst bezeugt, dass weitere Personen dem Artilleriefeuer zum Opfer fielen und derart schwere Verletzungen davontrugen, dass sie medizinischer Versorgung bedurften: *auch wurd allda Mann und Weib hart Beschädiget [...] Auch viel im Hospital nebst*

[70] StadtA Ulm G 1 1812/1–3 (von 1797 bis 1812) S. 463 (16. und 17.10.1805).
[71] StadtA Ulm G 1 1808–3 (von 1802 bis 1808) S. 453 (16.10.1805).
[72] Vgl. StadtA Ulm G 1 1812/1–3 (von 1797 bis 1812) S. 463 (16. und 17.10.1805).- StadtA Ulm G 1 1813–5 (von 1799 bis 1813) S. 354–356.
[73] Vgl. StadtA Ulm G 1 1808–3 (von 1802 bis 1808) S. 454 (16.10.1805).
[74] Vgl. StadtA Ulm G 1 1812/1–3 (von 1797 bis 1812) S. 463f (16. und 17.10.1805).
[75] StadtA Ulm G 1 1808–3 (von 1802 bis 1808) S. 453f (16.10.1805).

andern mehr[76]. Ein Artilleriegeschoss traf auch einen Kollegen und Freund Bachers in seinen eigenen vier Wänden. Eine Kanonenkugel flog in das Haus und schlug ihm die Hand ab, so dass er seiner Tätigkeit als Totengräber nicht mehr nachgehen konnte[77]. Inwieweit die Verwundeten das gleiche Los ereilte wie das der kleinen Veronika ist ungewiss. In vielen Fällen reichte jedoch die damalige medizinische Versorgung und Hygiene nicht aus, um Folgekrankheiten von Kriegsverletzungen zu vermeiden bzw. zu bekämpfen. Die stark überfüllten und provisorisch ausgestatteten Hospitäler waren keine Garantie für die Genesung, im Gegenteil: Sie waren vielmehr Brutstätten von Infektionskrankheiten, die die Patienten befielen und dahinrafften. So führten die meisten Blessuren früher oder später zum Tod.

Darüber hinaus bedrohte der Artilleriebeschuss das Leben der Stadtbewohner noch auf eine ganz andere Art und Weise. Die Kanonenkugeln schlugen Löcher in die Hauswände und zerstörten Inneneinrichtungen. Besonders waren sie aber gefürchtet wegen ihrer Brandwirkung, die sie beim Einschlag entfalten konnten. Die Flammen breiteten sich nämlich rapide auf die eng aneinander stehenden Nachbarhäuser aus und bildeten rasch ein regelrechtes Lauffeuer, das ganze Stadtviertel mit allem Hab und Gut einäschern konnte. Viele Existenzen waren dann bedroht. Der Einschlag einer Granate wog daher viel schwerer, wenn sie mit Brennstoff gefüllt war[78]. Obwohl in Ulm manche Häuser zu brennen begannen, konnte durch schnelles Löschen der Flammen ein größerer Brandschaden verhindert werden. Die Ulmer Einwohnerschaft konnte von Glück sprechen, dass keine Feuersbrunst entstanden war, denn dann – so ein Ulmer Bürger – *wären wir in der elendesten Lage gewesen*[79].

Das nüchterne Ergebnis der Kanonade lautete schließlich – wie ein Zeitgenosse konstatierte – folgendermaßen: *Eine Menge Häuser wurde theils durch Kanonenkugeln, theils durch Haubizgranaden [...] beschädigt, mehrere Einwohner wurden verwundet und ein österreichischer Soldat auf der Straße getödtet*[80]. Man könnte also sagen, den Ulmern ist nicht wirklich ein großer Schaden zugefügt worden. Beachtet man aber, dass die Ulmer Einwohnerschaft sich während einiger Stunden in Lebensgefahr befand und um ihr Hab und Gut bangte, versteht man, dass der 16. Oktober 1805 – wie Bacher formuliert – der *allerschröcklichste und jammervolleste Tag* für die *unschuldig*[e][81] Stadt Ulm war.

Die Kapitulationsverhandlungen zwischen den beiden Kriegsparteien ließen keine weiteren Feindseligkeiten mehr aufkommen. Die Übereinkunft vom 17. Oktober 1805 sah das Einrücken französischer Truppen in die Stadt vor. Am 20. des Monats wurde die Übergabe der Festung vollzogen. Die gesamte anwesende österreichische Armee defilierte vor Napoleon und dessen Truppen am südlichen Hang des Michelsbergs und legte die Waffen nieder. Während die Soldaten zu Kriegsgefangenen wurden, zogen die österreichischen Offiziere tags darauf Richtung Tirol ab[82]. Nun hieß es, die Kriegsfolgen innerhalb und außerhalb der Stadt

[76] *Ebda.*, S. 454 (16.10.1805).
[77] Vgl. *ebda.*, S. 453 (16.10.1805) und 470v (17.11.1805).
[78] Vgl. *Planert* (wie Anm. 24) S. 192-200.- *Klaiber* (wie Anm. 9) S. 111f.
[79] StadtA Ulm Chr. Beil. G 4 1850.9.0 (von 1805) S. 15.
[80] *Ebda.*
[81] StadtA Ulm G 1 1808–3 (von 1802 bis 1808) S. 456 (16.10.1805).
[82] Vgl. *Loeffler* (wie Anm. 4) S. 509–529.

zu beseitigen. Die Totengräber sammelten die herumliegenden Leichname und Pferdekadaver ein. Die Bürger waren aufgefordert, Verbandsmaterialien für die Verwundeten in den Lazaretten zur Verfügung zu stellen. Rasch nahm man wieder die Schleifung der soeben errichteten Festungswerke in Angriff. Der Wiederaufbau der zerstörten Häuser und Landstriche begann. Die Auswirkungen des napoleonischen Feldzuges, der mit der Schlacht von Austerlitz (2. Dezember 1805) ein Ende fand, spürte Ulm anhand zahlreicher Truppendurchzüge noch bis zum Jahresende[83].

Zwischen Kriegsschrecken und Friedenssehnsucht: [Wir] *bitten und flehen* [...] *dass die grimmige Wuth deß Schiessens und grossen Jammers doch ein Ende nehmen* [...] *werde.*

Die Ehre einige Wochen lang die Aufmerksamkeit von ganz Europa zu fixieren, ist der Stadt Ulm sehr theuer zu stehen gekommen[84]. Mit diesen Worten fasste der Zeitzeuge Weyermann sein Fazit über die Ereignisse im Herbst 1805 zusammen. Während der Monate September und Oktober erduldeten Ulm und Umgebung permanente militärische Präsenz, ständige Kriegsvorbereitungen und fürchterliche Gefechte. Zweifelsohne empfanden die Bewohner unangenehme Einquartierungen und die grenzenlose Ausbeutung ihrer Region als Belastung. Zumeist wurden sie auch Opfer von kriegerischen Auseinandersetzungen, willkürlichen Misshandlungen und Existenz bedrohenden Plünderungen. Der Krieg brachte ihnen Hungersnot, Zerstörung und Tod.

Die Kampfhandlungen wurden von den Menschen als Bedrohung des eigenen Lebens wahrgenommen. Sie flohen in Schutz versprechende Gebäude und suchten Zuflucht im Gebet. Doch die militärischen Aktionen, wie das Artilleriefeuer oder das Schlachtengeschehen selbst, gehörten nicht zu den grausamsten Ereignissen, mit welchen die Zivilbevölkerung im Krieg konfrontiert wurde. Schlimmer waren die über längere Zeit anhaltenden Begleit- und Folgeerscheinungen von Krieg, die die zum Überleben notwendigen Ressourcen aufzehrten und Plünderung, Zerstörung und Gewalt mit sich brachten. Erst der Abzug der Armeen stellte ein baldiges Ende der Belastungen, der Entbehrungen und der erlebten Grausamkeit in Aussicht. Die ansässige Bevölkerung hoffte auf die Wiederaufnahme des alltäglichen Lebens und auf das Ende des Krieges. In Anbetracht der unsicheren Zukunft wünschten sich die Menschen nichts sehnlicher als Gottes Hilfe und langen Frieden: *Ach grosser Gott! Erhöre doch, das seufzen, bitten und flehen, aller Christen Menschen Herzen, regiere die grosse Krieger, durch deine Allmächtige hülffe, dass die grimmige Wuth deß Schiessens und grossen Jammers doch ein Ende nehmen, und Friede bescheeret werde*[85].

[83] Vgl. *Klaiber* (wie Anm. 9) S. 113–119.
[84] StadtA Ulm G 1 1813–5 (von 1799 bis 1813) S. 361.
[85] StadtA Ulm G 1 1808–3 (von 1802 bis 1808) S. 453v.